

Handbuch Qualitative Sozialforschung

Grundlagen, Konzepte, Methoden
und Anwendungen

Herausgegeben von
Uwe Flick, Ernst v. Kardorff,
Heiner Keupp, Lutz v. Rosenstiel
und Stephan Wolff

2. Auflage



BELTZ
PsychologieVerlagsUnion

Leseprobe aus: Flick, Handbuch Qualitative Sozialforschung, ISBN 3-621-27229-1

© 2011 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=3-621-27229-1>

Qualitative Sozialforschung – Versuch einer Standortbestimmung

Ernst von Kardorff
(für die Herausgeber)

„Wir konnten uns nicht damit begnügen, Verhaltenseinheiten einfach zu ‚zählen‘; unser Ehrgeiz war es, komplexe Erlebnisweisen empirisch zu erfassen. Der oft behauptete Widerspruch zwischen ‚Statistik‘ und phänomenologischer Reichhaltigkeit war sozusagen von Anbeginn unserer Arbeiten ‚aufgehoben‘, weil gerade die Synthese der beiden Ansatzpunkte uns als die eigentliche Aufgabe erschien.“ (Paul F. Lazarsfeld)¹

Zur Aktualität qualitativer Sozialforschung

Seit etwa 15 Jahren läßt sich eine Renaissance der lange Zeit als „unwissenschaftlich“, „feuilletonistisch“ und „unseriös“ abgewerteten qualitativen Forschungsstraditionen in den Sozialwissenschaften beobachten. Ihr inzwischen erreichter hoher Entwicklungsstand sowie die umfangreiche und kaum mehr zu überblickende Vielfalt einzelner qualitativer Forschungsansätze und -projekte lassen eine Einschätzung ihrer Bedeutung für den Forschungsprozeß und den Anwendungsbezug der Sozialwissenschaften insgesamt sinnvoll erscheinen. Mit einer Bestandsaufnahme des gegenwärtigen Entwicklungs- und Diskussionsstandes, einer Darstellung ausgewählter „klassischer Studien“ der qualitativen Forschung, der gebräuchlichsten Untersuchungsverfahren und ihrer Verwendung in Theorie und Praxis möchten wir den Versuch einer disziplinübergreifenden Synopse der qualitativen Forschung unternehmen.

Wenn wir im Titel des Handbuchs von qualitativer Sozialforschung sprechen, so sind die beiden Begriffe „qualitativ“ und „Sozialforschung“ erläuterungsbedürftig. „Sozialforschung“ wollen wir in einem sehr weiten Sinne verstanden wis-

sen, der sich nicht allein auf die Arbeitsfelder und Disziplinen von Soziologie, Sozialpsychologie und Psychologie beschränkt. Darüber hinaus gehören Ethnologie, Volkskunde, Geschichtswissenschaften, Politologie, Bevölkerungsforschung, Epidemiologie, Volkswirtschaftslehre, Arbeits- und Betriebswissenschaften bis hin zur vergleichenden Verhaltensforschung in diesen Zusammenhang. Damit fühlen wir uns einem interdisziplinären Verständnis sozialwissenschaftlicher Forschung verpflichtet, das traditionelle Fachgrenzen nur als Pragmatik der Arbeitsteilung, nicht aber als Vorentscheidung über Problemstellungen oder den Umfang des jeweiligen Gegenstandsbereichs betrachtet.

Der Begriff „qualitative Forschung“ ist ein Sammelbegriff für sehr unterschiedliche theoretische, methodologische und methodische Zugänge zur sozialen Wirklichkeit. Qualitative Forschung läßt sich auf verschiedenen Ebenen einerseits als eigenständige Ergänzung, andererseits als Gegensatz, Abgrenzung und besondere Akzentuierung im Verhältnis zur vorwiegend am einheitswissenschaftlichen (d. h. am naturwissenschaftlich-experimentellen) Paradigma orientierten experimentellen, modelltheoretischen und quantitativen Sozialforschung begreifen.

Zum Verhältnis von qualitativer und quantitativer Sozialforschung

Dieses Verhältnis läßt sich wie folgt charakterisieren:

- In vielen der genannten Einzelwissenschaften ist das Potential einer qualitativen Forschung bislang zu wenig ausgeschöpft: So wird in der Psychologie von anerkannten Forschern be-

klagt, daß man sich – auch im Vergleich zu vielen Naturwissenschaften, z. B. der Biologie – viel zu wenig um eine sorgfältige und umfassende qualitative Beschreibung von komplexen Einzelfällen gekümmert habe. Somit ist für qualitative Forschung eine „dichte Beschreibung“ (Geertz, 1983) eine unverzichtbare *Voraussetzung* und bildet zusätzlich eine interpretationsrelevante *Ergänzung* zu den quantitativ-statistischen und den modelltheoretischen Forschungstraditionen.

- Forschungsstrategisch lassen sich qualitative und quantitative Forschung auf einem Kontinuum abtragen. In Abhängigkeit von der jeweiligen Fragestellung lassen sich z. B. mit Hilfe qualitativer Methoden Typizitäten und Mechanismen der „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ (Berger & Luckmann, 1969), mit Hilfe quantitativer Methoden Repräsentativität, allgemeine (topographische, lineare etc.) Muster oder Modelle herausarbeiten; beide Momente ergänzen sich unter Gesichtspunkten einer perspektivischen *Erfassung der „Ganzheit“ sozialer Phänomene*.
- *Anwendung, Durchführung und Bewertung* der mit qualitativen Methoden durchgeführten Forschungsarbeiten sollten jedoch nach eigenen (ggf. noch zu entwickelnden) Standards und nicht im ängstlichen Vergleich zu den Normen der vorherrschenden quantitativen und experimentellen Forschungstraditionen erfolgen; das erscheint besonders deshalb wichtig, damit die spezifischen Leistungen und Möglichkeiten der qualitativen Vorgehensweisen sichtbar werden können. Die Formulierung eigener Standards qualitativer Forschung muß dabei sowohl in einer allgemeinen Theorie der Erfahrungsgewinnung (was, trotz der grundlegenden Arbeiten von Bruyn, 1966, und Glaser & Strauss, 1967, nach wie vor ein uneingelöstes Desiderat ist) als auch in einer Sicherung der Zuverlässigkeit und Inhaltsvalidität begründet sein (→ *Validierung*, 8.1). Solche Standards können auch formuliert werden, ohne daß dabei das erkenntnistheoretische (In-)Kommensurabilitätsproblem, das in der unterschiedlichen Form der Erfahrungsgewinnung mit den quantitativen und qualitativen Methoden begründet liegt, schon vorentschieden oder gar einheitswissenschaftlich „aufgelöst“ werden müßte.

Der kleinste gemeinsame Nenner der qualitativen Forschungstraditionen läßt sich vielleicht wie folgt bestimmen: Qualitative Forschung hat ihren Ausgangspunkt im Versuch eines vorrangig deutenden und sinnverstehenden Zugangs zu der interaktiv „hergestellt“ und in sprachlichen wie nicht-sprachlichen Symbolen repräsentiert gedachten sozialen Wirklichkeit. Sie bemüht sich dabei, ein möglichst detailliertes und vollständiges Bild der zu erschließenden Wirklichkeitsauschnitte zu liefern. Dabei vermeidet sie so weit wie möglich, bereits durch rein methodische Vorentscheidungen den Bereich möglicher Erfahrung einzuschränken oder rationalistisch zu „halbieren“ (Habermas, 1964). Die bewußte Wahrnehmung und Einbeziehung des Forschers und der Kommunikation mit den „Beforschten“ als konstitutives Element des Erkenntnisprozesses ist eine zusätzliche, allen qualitativen Ansätzen gemeinsame Eigenschaft: Die Interaktion des Forschers mit seinen „Gegenständen“ wird systematisch als Moment der „Herstellung“ des „Gegenstandes“ selbst reflektiert (Habermas, 1964; Devereux, 1973).

Zur historischen Genese der Entgegensetzung von „qualitativ“ und „quantitativ“

Frühe Untersuchungen der sich seit dem 18. Jahrhundert herausbildenden und im 19. und frühen 20. Jahrhundert formierten Sozialwissenschaften kennen jene uns heute geläufige und inzwischen wieder deutlich in Frage gestellte Trennung zwischen „qualitativer“ und „quantitativer“ oder, wie dies in bewertender Absicht zuweilen heißt, zwischen „weicher“ und „harter“ Forschung noch nicht (vgl. Bonß, 1982); dies gilt unabhängig davon, welcher Methoden sie sich jeweils bedient haben.

Als Beispiele für derartige Untersuchungen wären etwa zu nennen: Emile Durkheims Arbeit über den Selbstmord (1897), Friedrich Engels Untersuchungen über die Lage der arbeitenden Klassen in England (1845), die ethnographischen Berichte und Analysen von Bronislaw Malinowski, die Untersuchung von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel über die Arbeitslosen von Marienthal (1932), William F. Whytes Street Corner Society (1943), die Hawthorne-Betriebsstudien (Roethlisberger & Dickson, 1939) oder die Experimente Stanley Milgrams (1974) zur Überprü-

fung der Thesen von Adorno u. a. über die „Autoritäre Persönlichkeit“ (1950). Diese „klassischen“ Studien haben ihre Forschungsmethoden aus der jeweiligen problembezogenen Fragestellung heraus erst entwickelt und ausgewählt. Dabei konnten sie in der Regel noch nicht auf ein vorhandenes Repertoire von standardisierten Techniken zurückgreifen, sondern mußten diese am Problem und dem Fortgang des Forschungsprozesses entsprechend entwerfen, erproben und modifizieren. Ihre Ausgangspunkte waren neben bereits vorliegenden Erfahrungswerten und Daumenregeln:

- genaue und möglichst unvoreingenommene Beobachtung des sozialen Geschehens,
- Registrieren der Reaktionen des Forschers auf die beforschten sozialen Situationen und Personen,
- Versuche der möglichst genauen, unvoreingenommenen, vollständigen und geordneten Beschreibung der verschiedenen Aspekte der „mannigfaltigen Wirklichkeiten“ (Schütz, 1945),
- eine Interpretation der Daten vor dem Hintergrund bekannter Alltagserfahrungen, historischen Wissens eingelebter sozio-kultureller Orientierungen und philosophischer und wissenschaftlicher Deutungsversuche – sei es mit dem vorrangigen Ziel einer praktischen Nutzenanwendung, sei es mit dem der Lösung grundlagenwissenschaftlicher „Rätsel“.

Die soziale(n) Wirklichkeit(en) von „innen“ heraus zu begreifen (Blumer, 1973) und den „gemeinten“ Sinn der sozialen Akteure deutend zu verstehen (Max Weber), *oder*:

Gesetzmäßigkeiten individuellen oder kollektiven Handelns zu formulieren; Einzelfälle als Paradigmen allgemeiner Sachverhalte zu begreifen, *oder*:

aus den Gesetzen der großen Zahl Verhalten vorherzusagen; von untypischen Fällen auf übergreifende Verhältnisse zu schließen, *oder*:

von allgemeinen Strukturen regelhafte Ereignisketten oder Verhaltensabfolgen zu deduzieren; Verhalten in einer „naturalistischen“ Einstellung im ökologischen Kontext zu beobachten, *oder*: Reaktionen unter willkürlich variierten Bedingungen im Experiment zu provozieren – all dies sind nicht einander ausschließende, sondern sich wechselseitig ergänzende Perspektiven und Ver-

fahrensweisen sozialwissenschaftlicher Forschung. Das bedeutet freilich nicht, die Unterschiede, Gegensätze und Mißverständnisse zwischen quantitativer und qualitativer Forschung in einer diffusen Harmonie oder im erkenntnistheoretischen Agnostizismus eines Feyerabendischen „anything goes“ aufzulösen.

Das Gegensatzpaar „quantitativ“ vs. „qualitativ“ ist ein Ergebnis der besonderen wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung, vor allem im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Dabei ging es in den Sozialwissenschaften um normativpolitische Kontroversen (z. B. Werturteilsstreit) und um erkenntnistheoretische Grundlagenpositionen (z. B. Einheitswissenschaft für die angenommene *eine* Welt vs. historische Rekonstruktion besonderer Welten). Es wurde um methodologische Fragen (z. B. idiographisches vs. nomothetisches Vorgehen) und um „technische“ Fragen der Forschung (z. B. Selbstbeobachtung und durch Intuition gestützte Interpretationen vs. instrumentengefilterte Fremdbeobachtung) sowie um Anwendungsprobleme (Angemessenheit, Praktikabilität und Nutzen) der neu formierten Wissenschaften gestritten.

Getrennt für jede der oben erwähnten sozialwissenschaftlichen Disziplinen können jene Punkte benannt werden, an denen es zur Konstruktion und anschließend zur Praxis einer Entgegensetzung von „quantitativer“ und „qualitativer“ Forschung gekommen ist.

Der Fall der Psychologie

Für die Psychologie läßt sich die Genese der Abtrennung der beiden Verfahrensweisen exemplarisch an Wilhelm Wundt zeigen. Auf der einen Seite – stark den gerade entstehenden Traditionen des deutschen Bildungsbürgertums verhaftet – betreibt er eine durch genaue Beobachtung, Auswertung verschiedenster literarischer und wissenschaftlicher Quellen und intelligente Hypothesenbildung geschulte verstehende und interpretierende Psychologie. Auf der anderen Seite ist Wundt geprägt von den Erfolgen der modernen Naturwissenschaften und ihrem der Aufklärungsphilosophie geschuldeten instrumentalistischen Zugriff auf die Welt und den Menschen. Davon ausgehend vereinseitigt er schließlich das Forschungsprogramm der gerade ent-

standenen Psychologie in der Praxis seines Labors auf die Seite der:

- (1) vom Prinzip des von der subjektiven „Verzerrung“ bereinigten Meßinstruments inspirierten Beobachtung,
- (2) am naturwissenschaftlichen Experiment orientierten objektivistischen Methodik,
- (3) Formalisierung und Mathematisierung der Ergebnisdarstellung als höchstes Ziel wissenschaftlicher Forschung und
- (4) Einengung des wissenschaftlich zugelassenen Tatsachen- und Erfahrungsbegriffs auf die im Experiment (Willkürlichkeit, Wiederholbarkeit, Variierbarkeit) methodisch erzeugten und reproduzierbaren Ereignisse.

Die zuletzt genannte Position hat sich z. B. aufgrund der Formierung der Psychologie (und auch teilweise der Soziologie) als anerkannter akademischer Disziplin und aufgrund der gesellschaftlichen Nachfrage nach sozialtechnischem Steuerungswissen historisch durchgesetzt. In der Folgezeit hat sich die bereits unter Aspekten einer formalisierten Ergebnisdarstellung konzipierte Forschungsplanung zusammen mit dem dafür erforderlichen Apparat an Methoden und Auswertungstechniken zunehmend gegenüber den spezifischen wissenschaftlichen und praktischen Fragestellungen verselbständigt. Dabei hat sie sich auch von einer gehaltvollen Theoriebildung entfernt, in der das Verhältnis von Erfahrung, Theorie und Anwendung entsprechend dem (in der qualitativen Tradition unterstellten) Prozeßcharakter der sozialen Wirklichkeit beständig neu zu bestimmen wäre.

Die durch diese Entwicklungen erzeugte mangelnde Alltagsnähe und Praxisrelevanz psychologischer Forschung wird heute nicht nur von Praktikern beklagt, sondern zunehmend auch von selbstkritischen Repräsentanten der psychologischen Grundlagenforschung artikuliert. Ähnliche Diskussionen finden sich auch in der Soziologie und in den anderen Sozialwissenschaften.

Verdrängung, Vergessen und Renaissance qualitativer Ansätze in Soziologie und Psychologie

Anders als z. B. in der Ethnologie mit ihrer Tradition der monographischen Feldforschung, anders auch als in der Ethologie mit ihrem methodologischen Festhalten an „naturalistischer“ Be-

obachtung und anders als in den historischen Wissenschaften mit ihrer Betonung der Einmaligkeit von Ereignissen sind in Psychologie, Soziologie, Volks- und Betriebswirtschaft qualitative Forschungsansätze – unter anderem aufgrund des Zwangs zur Bereitstellung technisch-instrumentellen Verfügungswissens – lange Zeit stark zurückgedrängt worden. Diese Entwicklung war, wie sich heute zeigt, zum Nachteil beider Perspektiven. Die sinnverstehenden, interpretativen, z. T. intuitiven, von Einzelfällen, Felderfahrungen und von der Subjektivität der Forscher geprägten und gebrochenen Analysen gelten vielen Fachvertretern als „weiche“ Verfahren, erscheinen bestenfalls als heuristische Instrumente sinnvoll, untauglich jedoch zur Bestätigung von Hypothesen und für praktische Zwecke, weil sie zu wenig exakt, zu wenig komplex (Grenze der sprachlichen Darstellbarkeit von Variablenzusammenhängen), zu stör anfällig, bedingt durch das subjektive Urteil des Forschers, zu wenig verallgemeinerbar und im Verhältnis zum (meßbaren) Ergebnis zu aufwendig seien.

Erst in den letzten zehn Jahren zeigt sich vor allem in der Soziologie und seit kurzem auch in der Psychologie eine (Wieder-)Entdeckung und ein lebhaftes Interesse an der Weiterentwicklung älterer beschreibender Verfahren und bestehender Zugänge. Entsprechend gewinnen Fallstudien erneut an Bedeutung. Eine Vielzahl neuer und einfallsreicher Verfahren wurde entwickelt, deren Spannweite so unterschiedliche Methoden wie: teilnehmende Beobachtungsverfahren, psychoanalytische Interviews und Textanalysen, ethnomethodologische Krisenexperimente und Konversationsanalysen bis hin zur vergleichenden Analyse von Mimik und Gestik in natürlichen Settings anhand von Fotografien und Videoaufzeichnungen umfaßt.

Dieses (neu erwachte) Interesse an qualitativer Forschung und damit einhergehend die Wiederentdeckung eher randständiger sozialwissenschaftlicher Disziplinen wie der Ethnologie, der Volkskunde etc., auch in der Bundesrepublik, lassen sich als kritische Reaktion auf die Dominanz der quantitativen „mainstream“-Sozialwissenschaften begreifen. Nach einer Zeit anfänglicher Abgrenzung und Abschottung auf beiden Seiten läßt sich in den letzten zehn Jahren ein zunehmendes Interesse an interdisziplinärer For-

schung beobachten. Dies ist nicht zuletzt beeinflusst durch die Veränderungen in den wissenschaftstheoretischen Diskursen der letzten Jahre. Als Folge dieser Entwicklungen kann man eine gewisse Durchlässigkeit der Disziplinen und ein bewußt freieres Anknüpfen an Forschungsfragen, Methoden und Konzepte aus benachbarten und fernerliegenden Disziplinen feststellen.

„Insbesondere im Bereich der Implementation und Evaluierung sozial- und gesundheitspolitischer sowie sozialpädagogischer und kommunalpolitischer Modellprojekte hat sich die prozeßorientierte qualitative Begleitforschung inzwischen als besonders ertragreich und praxisrelevant erwiesen. Durch die detaillierte Rekonstruktion der lokalhistorischen Besonderheiten z. B. gewachsener Versorgungsstrukturen und Nutzungsgewohnheiten, die Analyse der Lebenswelten und Lebensweisen von KlientInnen und anderen Adressaten, die Berücksichtigung lokaler Machtstrukturen und Beeinflussungsprozesse, durch qualitative Analysen von Klient-Professionellen Interaktionen, etc. konnten sowohl Wirksamkeit und Grenzen sozialer Interventionen als auch die Passungsverhältnisse zwischen (Versorgungs-)Angeboten und Nutzerverhalten und damit auch die Akzeptanz von Maßnahmen sowie die Möglichkeiten partizipatorischer Gestaltung des unmittelbaren sozial-räumlichen Umfeldes deutlich verbessert werden. Im Rahmen derartiger prozeßbegleitender qualitativer Praxisforschung konnten auch unter grundlagentheoretischen Gesichtspunkten bedeutsame Erkenntnisse über die Funktionsweise mikrosozialer Aushandlungsprozesse zwischen formellen und informellen Sozialstrukturen gewonnen werden. Damit hat die qualitative Forschung auch ihre Feuertaufe für die Praxis bestanden; dies drückt sich nicht zuletzt darin aus, daß bei öffentlichen Forschungsaufträgen zunehmend auch qualitative Forschungsmethoden und die Beantwortung von Fragestellungen, die in der qualitativen Forschungstradition entwickelt wurden, nachgefragt werden.“

Wider die These von der automatischen Emanzipatorik qualitativer Sozialforschung

Wie das bereits von einigen qualitativen Forschern in Anspruch genommene Selbstverständnis ihrer Arbeit als „humanistic approach“ nahelegt, handelt es sich auf einer politisch-wissen-

schaftskritischen Ebene um eine grundsätzliche Kritik an der experimentellen Zurichtung des Menschen nach meßbaren Imperativen gesellschaftlichen Funktionierens und um eine Kritik an den Versuchen, die Wünsche, Bedürfnisse und den Eigensinn der Subjekte entweder auszuklammern oder zu Objekten sozialtechnisch gestützter Formierungsprozesse zu machen.

Dieses kritische Motiv macht freilich aus der qualitativen Forschung noch nicht eine „humanere“, „fortschrittlichere“ oder per se „emanzipatorische“ Forschung. Zunächst einmal vermag erfolgreiche qualitative Forschung eine subtilere „Innerperspektive“ der Subjekte in ihrer Alltagspraxis zu vermitteln; jedoch hat dies neben dem Vorzug größerer Inhaltsvalidität (Gegenstandsnahe) durchaus auch problematische Seiten (z. B. Gefahr höherer sozialer Kontrolle). Die Fortschrittlichkeit qualitativer Forschung ist also nicht bereits durch die Methodenwahl abgesichert, sondern die Reflexion ethischer und politischer Implikationen muß auch in der qualitativen Methodik jeweils am konkreten Beispiel geleistet werden, nicht zuletzt um die Gefahren einer von qualitativer Forschung gestützten Kolonialisierung und Kontrolle der Lebenswelt zu reflektieren.

Zu den besonderen Qualitäten einer qualitativen Forschungsperspektive

Auf einer *erkenntnistheoretischen* Ebene haben insbesondere die in der interaktionistischen und phänomenologischen Tradition stehenden Analysen zwei Sachverhalte deutlich gemacht:

- die soziale Wirklichkeit kann zureichend nur als sinnhaft durch Kommunikation und Interaktion der Menschen konstituiertes Gebilde begriffen werden; und
- sie kann nur auf dem Wege der Rekonstruktion kollektiver Deutungsmuster verstanden werden.

Auf einer *methodologischen* Ebene hat die aus der qualitativen Forschungstradition stammende Kritik an der einseitig experimentell-quantitativ verfahrenen Forschung gezeigt, daß die Zerteilung des Subjekts in einzelne Verhaltenssegmente zur realitätsfernen und damit auch für praktische Zwecke illusionsfördernden Konstruktion eines „Reaktionsdeppen“ führt. Dieses Bild der Individuen als Reaktionsautomaten und

der Gesellschaft als Summe individueller Verhaltensweisen weist mit dem konkreten Handeln der Menschen in der Alltagswelt nur noch sehr wenige Gemeinsamkeiten auf. Damit ist das für die qualitative Forschung zentrale Problem der Inhaltsvalidität sozialwissenschaftlicher Analysen angesprochen; die qualitative Forschung sieht diese z. B. durch die Beobachtung von Verhalten im ökologischen Kontext und seine Interpretation durch die Akteure („Triangulation“) gewährleistet. So wird etwa in offenen Interviews den situationsabhängigen und spontanen Reaktionen und (Selbst-)Interpretationen der Befragten zentrale Bedeutung beigemessen.

Eng mit dem zuletzt genannten Punkt verknüpft ist die „technische Kritik“ an vielen quantitativen Verfahren im Hinblick auf deren mangelnde Tiefenschärfe bei der Beschreibung der Feinstruktur sozialer Situationen.

Das zunehmende Interesse an qualitativer Forschung dürfte schließlich ganz praktisch durch eine gewisse Krise der quantitativen Forschung bewirkt worden sein: durch den abnehmenden „Grenznutzen“ der quantitativ orientierten Forschung für Erkenntniszuwachs und Theoriebildung wie für die Zwecke praktischer Anwendung und Umsetzung. An dieser Stelle läßt sich auch mit guten Argumenten über die Umkehrung der üblichen Hierarchisierung von quantitativer und qualitativer Forschung nachdenken.

Wenn die Kritik an der mangelnden Tiefenschärfe quantitativer Verfahren berechtigt ist, dann stellt sich die Frage, ob sie nicht eher den Status erkundender Methoden haben, die Spuren aufzeigen, an denen vertiefende und subtilere Verfahren eingesetzt werden müssen. Damit würde quantitative Methodik vor allem in der Pilotphase eines Projektes im Vordergrund stehen, um die Einstiege für die qualitative Hauptphase zu erkunden. Eine solche Konzeption muß sich freilich mitunter mit dem Vorwurf konfrontieren lassen, daß qualitative Methodik eine geschickte Tarnung mangelnder methodischer Präzision und Systematik sei. Wem eine statistische Verfahrensweise zu kompliziert sei, der könne sein Vorgehen ja immer als qualitativ verkaufen. Wir wollen mit diesem Handbuch zeigen, daß

qualitative Methodik *hohe Anforderungen* an Ausbildung, Handlungskompetenz und Reflexivität der Forscher/innen stellt und kaum als billigere und einfachere Alternative zu quantitativen Verfahren geeignet ist.

Zur Notwendigkeit einer synoptischen Darstellung qualitativer Methoden- und Forschungsvielfalt

Wie bereits erwähnt, hat sich die qualitative Sozialforschung inzwischen zu einem äußerst differenzierten Gebiet entwickelt, das von einem einzelnen nicht mehr zu überblicken ist; ihre Praxis stellt sich in einigen Bereichen als „normal science“ (Kuhn, 1962) dar: davon zeugen spezielle Monographien in den erwähnten sozialwissenschaftlichen Disziplinen, eigene Kongresse und eine sich z. T. nach außen abschließende Schulbildung. Diese Situation läßt es gerechtfertigt erscheinen, eine Synopse der qualitativen Forschung in den Sozialwissenschaften in Form eines Handbuches vorzulegen.

Dabei handelt es sich weder um ein Lehrbuch einzelner Verfahren oder um ein „Kochbuch“ für die Forschung oder die Praxis, noch um eine „Einführung“ in diesen Bereich. Wir legen unter anderem Wert auf eine umfassende Einbettung der qualitativen Forschung in theoretische und methodologische Diskussionen und Begründungen. Wir glauben, daß die einzelnen, z. T. recht beeindruckenden und einfallsreichen Verfahren nur im Zusammenhang weiterführender Theoriebildung, einer Eröffnung neuer Erkenntnisräume und im Kontext praxisorientierter Problemlösung ihren legitimen Stellenwert besitzen. In diesem Sinne ist das Handbuch als Darstellung eines traditionsbildenden sozialwissenschaftlichen Konzepts zu verstehen.

Anmerkungen

¹ Paul F. Lazarsfeld im „Vorspruch zur neuen Auflage“ der (gemeinsam mit Marie Jahoda und Hans Zeisel 1929–1931 durchgeführten) Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“, Frankfurt 1980.

1. Qualitative Forschung in den Sozialwissenschaften

1.1 Methodologie und Geschichte qualitativer Sozialforschung

Gerhard Kleinig

„Qualitative Sozialforschung“ ist ein Sammelbegriff für zum Teil sehr verschiedenartige methodologische Ansätze in Psychologie, Soziologie und Pädagogik. Eine umfassende, fächerübergreifende Methodologie oder auch nur eine ihre verschiedenen Richtungen integrierende Methodologie qualitativer Sozialforschung existiert nicht oder noch nicht, keine, die vergleichbar wäre mit dem Kompendium von kodifizierten Regeln, die Lehrbücher und akademische Lehrpläne über quantitative Methodik und Statistik in aller Regel aufweisen. Eine Methodologie qualitativer Sozialforschung zu begründen, ihre Forschungsstrategien und Methoden auf dieser Basis zu entwickeln, beide dadurch kritisierbar und veränderbar zu machen stellt sich als Aufgabe.

1.1.1 Entwurf einer Methodologie qualitativer Sozialforschung

Wir betrachten zunächst die derzeitige Situation: qualitative Sozialforschung wird verglichen mit quantitativer. Wie ist es dazu gekommen?

1.1.1.1 Zur gegenwärtigen Lage der qualitativen Methoden in den Sozialwissenschaften

Quantifizierungen sind in der Psychologie mit deren naturwissenschaftlicher Ausrichtung und der Entwicklung von Experiment und Test eng verknüpft. Die Übernahme naturwissenschaftlicher und mathematischer Verfahren markiert die Etablierung des Fachs als eigenständige Disziplin im 19. Jahrhundert: „Vorstellungsmathematik“ (J. F. Herbart), Psychologie als „reine Naturwis-

senschaft“ (F. E. Beneke), objektive Psychologie (F. A. Lange), Psychophysik (E. H. Weber, Th. Fechner, G. E. Müller), physiologische Psychologie (H. von Helmholtz, J. Müller), Einführung von Laborexperimenten (W. Wundt) bis zur quantitativen Gedächtnisforschung (H. Ebbinghaus) und der Ausbildung der differentiellen Testpsychologie (F. Galton, A. Binet) (dazu Pongratz, 1967; Preiser, 1982 b). Auch die Soziologie als Einzelwissenschaft beginnt mit dem Positivismus von A. Comte und dem Evolutionismus A. Spencers, beide orientierten sich am naturwissenschaftlichen Fortschritt. Quantifizierungen stammen aus der Demographie, der Soziographie und der „Moralstatistik“ (E. Durkheim über den „Selbstmord“).

Der Positivismus in Psychologie und Soziologie des 19. Jahrhunderts erhielt in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts durch den „Wiener Kreis“ eine neue erkenntnistheoretische Basis: Physikalische Forschung sei Vorbild für alle wissenschaftliche Erkenntnis („Physikalismus“). Diese Lehre instrumentalisierte J. St. Mills „deduktive und induktive Logik“ (1843), faßte sie als Verifikation bzw. Falsifikation von Hypothesen. Als „deduktiv-nomologisches“ Forschungsverfahren in der Falsifizierungs-Version von K. Popper (1934) schien sie sich mit den positivistischen und quantitativen Methoden glücklich zu verbinden (dazu auch Albert, 1967).

Die nicht-quantifizierenden Verfahren – sie wurden erst zur Abgrenzung „qualitativ“ genannt – finden in dieser Methodik ihren Platz. P. Lazarsfeld hielt unstrukturierte Interviews – eine qualitative Methode – für geeignet zur Interpretation einzelner, auch abweichender Fälle (1944, nach Friedrichs, 1973, S. 226); qualitative Ver-

fahren galten auch als hilfreich bei der Klassifikation von Daten (1972, S. 241). Die Berelson-Kracauer-Kontroverse (1952/53) stellte die „quantitative“ gegen die „qualitative“ Inhaltsanalyse. Qualitative Verfahren gelten „naturwissenschaftlich“ orientierten Sozialforschern als explorativ und hypothesengenerierend, aber auch als subjektiv, weshalb die objektivierende Prüfung der Hypothesen durch quantitative Forschung folgen müsse. Neuere Autoren propagieren ein Nebeneinander, zum Teil eine Versöhnung der Methoden („komplementär“ z. B. Spöhring, 1989, S. 312; „multimethodisch“ Lamnek, 1988) oder halten die Unterteilung überhaupt für wenig nützlich (Bortz, 1984, S. 222).

Erschüttert wurde diese Wissenschafts- und Forschungstheorie nicht durch wissenschaftsinterne, sondern durch die gesellschaftlichen Umstände Ende der 60er Jahre. Ein breites Unbehagen mit der politischen, militärischen und ökonomischen Situation (Vietnam, Studentenunruhen) stellte auch positivistische Erkenntnis- und Forschungsmethoden in Frage („Positivismusstreit“, Adorno, Albert, Dahrendorf et al., 1969). Bisheriger Höhepunkt der Angriffe auf quantifizierende Sozialforschung sind die Kontroversen um das – naturwissenschaftliche – Experiment in der Sozialpsychologie (Preiser, 1982 a) und die neueren Angriffe durch die humanistische und die phänomenologisch-existentialistische Psychologie (Duquesne-Schule). Die Vorwürfe der Irrelevanz und der Schädlichkeit, gegen das Experiment gerichtet, können auf alle (quantifizierenden) Methoden übertragen werden (vgl. dazu Adorno, 1957).

Das Verhältnis qualitativer und quantitativer Methoden ist ungeklärt, da sich weder eine dienende Funktion qualitativer Verfahren noch ihre Bestimmung oder Ausgrenzung als „alternativ“, noch ihr Alleinvertretungsanspruch immanent begründen lassen und damit auch nicht eine pluralistische Laissez-faire-Zulassung „aller“ Methoden (Feyerabends provokatives „anything goes“, 1975). Da quantitative Verfahren in Psychologie und Soziologie aus den – damaligen – naturwissenschaftlichen und mathematisch-statistischen Disziplinen übernommen wurden und die qualitativen den geisteswissenschaftlichen nahe zu stehen scheinen, soll zunächst die Methodenentwicklung dort untersucht werden.

1.1.1.2 Anmerkungen zur Geschichte der naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Methoden

Methoden sind intendierte Handlungsweisen, die zwischen einem Handelnden und einem Gegenstand der Handlung vermitteln. Sie sind eingespannt zwischen einem Subjekt, dem Forscher, und einem Objekt, dem Gegenstand der Forschung, beides gesellschaftlich bestimmt. Mit W. Dilthey (1922) und H. Rickert (1899) kann man zwischen naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen bzw. kulturwissenschaftlichen Methoden unterscheiden. Die psychologischen bzw. sozialwissenschaftlichen stehen dann, je nach ihrer methodologischen Ausrichtung, zwischen ihnen oder gehören beiden Richtungen an (Metzger, 1982). Nimmt man die Alltagsmethoden dazu, dann gibt es drei Arten der Methoden je nach ihrem Gegenstand.

Die Alltagsmethoden sind noch heute die wichtigsten, da sie bisher das Überleben der Menschheit ermöglichten. In den letzten Jahrhunderten sind aber die naturwissenschaftlichen zunehmend „erfolgreicher“ geworden, bis zu dem Punkt, an dem der (natur-)wissenschaftliche „Fortschritt“, durch Technik potenziert, in Zerstörung umschlägt. In dieser Situation erweisen sich die Geisteswissenschaften den Naturwissenschaften gegenüber als nahezu hilflos, was die kürzliche Diskussion über ihre Rolle wieder gezeigt hat (Marquard, 1985). Man kann folgern, daß die Geistes- und besonders die Sozialwissenschaften nicht haben Schritt halten können mit der Entwicklung der Naturwissenschaften, die dabei sind, sich zu verselbständigen, außer (gesellschaftliche) Kontrolle zu geraten.

Es wäre kurzschlüssig, die „Erfolge“ der Naturwissenschaften allein auf ihre Methoden zurückzuführen. Jedoch fällt auf, daß naturwissenschaftliche Methoden wesentlich verschieden von denen in den Geisteswissenschaften eingesetzt werden. Die Forschungs- und Anwendungsgebiete beispielsweise der Physik haben sich seit ihren Anfängen in der klassischen Antike oder, wenn man will, im 13. Jahrhundert (R. Bacon) außerordentlich erweitert durch arbeitsteilige Ausgrenzung von Spezialgebieten aus einer ursprünglich einheitlichen, philosophisch oder theologisch gegründeten Welt. Dabei sind aber

die *Methoden gleich* geblieben. Beobachtung und Experiment bestimmen, wie in den Anfängen, die jeweils neuen Erkenntnisse und Theorien, nur sind diese Methoden verfeinerter, abstrakter, indirekter – und aufwendiger. Gleiche Methoden erforschen also verschiedene Gebiete. Die Verschränkung von Beobachtung und Experiment vermittelt dabei zwischen Subjekt und dem inzwischen hoch abstrakten Objekt. Durch diese Dynamik im Wechselspiel entstanden und entstehen Entdeckungen, die bisherige Konzeptionen überwinden. So ist etwa die klassische Mechanik in der Relativitätstheorie und der Quantenmechanik „aufgehoben“.

Die Forschungsmethoden der Nicht-Naturwissenschaften haben sich dagegen ebenso *segmentiert* wie ihre Gegenstände. Was haben die historisch-kritische Methode mit der psychoanalytischen, die literatursoziologische mit der phänomenologischen Reduktion, die Eidetik mit der Datenerhebung durch Bevölkerungsumfragen und alle mit der sozialpsychologisch-experimentellen zu tun? Nichts, oder nahezu nichts. In den Geisteswissenschaften sind die Methoden „fachspezifisch“ geworden – „gegenstandsadäquat“. Die Anbindung der Methoden an ihre Gegenstände neutralisiert aber ihre erkenntnistheoretische Potenz, weil sie andere als mit Fachmethoden gewonnene Daten nicht zulassen. Es stellt sich also die Frage, ob die Harmlosigkeit der Geistes- und Sozialwissenschaften nicht *auch* begründet ist in ihrer Segmentierung und Vereinseitigung ihrer jeweiligen Methoden.

Teilungen dieser Art werden im nachhinein als unsinnig erkennbar. W. Dilthey hat den Geisteswissenschaften als spezifische Methode die Hermeneutik zugeordnet und damit die Trennung zwischen „verstehenden“ und „erklärenden“ Methoden gefördert; W. Wundt hat das Experiment als geeignet zur Untersuchung von einfachen psychischen Prozessen angesehen, die „reine Beobachtung“ dagegen zur Methode für das Studium höherer, „völkerpsychologischer“ Abläufe erklärt, wie Sprache, Mythos, Sitte (1864 „Vorlesungen“, 1874 „Grundzüge“, 1879 „psychologisches Labor in Leipzig“). Diese Fixierung hat zunächst verhindert, daß etwa auch einfache psychische Prozesse „beobachtet“ und mit komplexen „experimentiert“ (oder „gedankenexperimentiert“) wurde, was beides möglich gewesen

wäre; später hat Wundt die Durchsetzung nicht in das Schema passender Versuche behindert (die Würzburger Denkkontroversen, Wundts Kontroverse mit K. Bühler 1907/08). Die Ausgrenzung von Teilgebieten der Psychologie auf eine nahezu unangreifbar erscheinende, weil methodisch begründete Weise führte fort, was schon vorher, unter dem Einfluß der naturwissenschaftlichen Methoden, eingeleitet worden war, durch die Trennung der Psychologie von der Philosophie und von der Ökonomie und die Ausgliederung der Soziologie aus ihnen. Alle diese Wissenschaften haben nun ihre eigenen Methoden, sie sind nicht nur durch ihre Inhalte, sondern auch durch ihre Verfahrensweisen voneinander getrennt und können kaum noch miteinander kommunizieren.

Die methodologischen Gegenpositionen wurden durch die Lebensphilosophie, die Gestaltpsychologie, die Freudsche Psychoanalyse und die Phänomenologie mit jeweils ganzheitlichen Ansprüchen besetzt, ohne daß dadurch die Methodenfragmentierung für die Geisteswissenschaft insgesamt aufgehoben, das Methodenproblem gelöst worden wäre.

1.1.1.3 Die Aufgabe einer Methodologie qualitativer Sozialforschung

Eine Methodologie qualitativer Sozialforschung kann die Besonderheit ihrer *Gegenstände* als entscheidend ansehen. Sie wird dann die Methoden diesen unterordnen und gezwungen sein, immer weitere Spezialmethoden zu entwickeln, da die Gegenstände sich auch in Zukunft weiter spezialisieren werden. Dies bliebe in der Tradition der Geisteswissenschaften der letzten hundert Jahre. Sie kann aber auch dem naturwissenschaftlichen Vorbild folgen und bestimmte *Forschungsstrategien* und *Methoden* zur Grundlage nehmen, die ihrerseits aus Alltagsverfahren entwickelt wurden. Forschung erhält dadurch eine anthropologische Basis.

Ich versuche, den zweiten Weg zu gehen. Dazu formuliere ich drei Thesen und begründe sie aus der Geschichte der naturwissenschaftlichen Methoden.